

DIE ZEIT, 27.09.2007

„Fast wie die Mullahs“

Ob in Bayern, im Rheinland oder in Südafrika: Die katholische Kirche führt derzeit an vielen Fronten einen Feldzug gegen die Moderne. Aber hat sie in ihrem Kampf nicht das Wichtigste vergessen: Den Menschen?

Von Bartholomäus Grill

Der Baumeister zu Regensburg war in abergroße Not geraten. Die Steinernen Brücke, die sich dortselbst über die reißende Donau wölbt, sollte schneller vollendet sein als der heilige Dom in der Stadtmitte, und so schloss der Baumeister einen Pakt mit dem Herrn der Finsternis. Der Teufel aber wollte zum Lohn die Seele des ersten Erdenbewohners haben, der das Jahrtausendwerk betreute. Als nun der Tag der Einweihung kam, schritt ausgerechnet der Bischof auf die Brücke zu, und der Teufel frohlockte schon. Da schwänzelte im allerletzten Moment ein Hund am Kirchenmann vorbei – und rettete so dessen Seele.

Diese fromme Volkssage wird in Regensburg bis auf den heutigen Tag gern erzählt, und man muss unweigerlich an sie denken, wenn man erlebt, wie der hiesige Generalvikar seinen Bischof vor dem Gottseibeiuns schützt. Wir befinden uns auf einer Pressekonferenz im Diözesanzentrum, und der Teufel, das sind in diesem Fall die sieben TV-Kameras, die vor den Kirchenmännern aufgepflanzt stehen, und die vielen Presseleute, die ihnen penetrante Fragen stellen. Sie fragen nach Peter K., dem pädophilen Priester, der verhaftet wurde, weil er sich im kleinen Dorf Riekofen an Kindern vergangen haben soll. Sie fragen, ob der Bischof den Menschen aus dieser Pfarrei noch in die Augen schauen könne. Und sie fragen immer wieder nach der Verantwortung des Oberhirten, in dessen Bistum ein vermeintlich geheilter Kinderschänder eine zweite Chance bekommen hatte. Aber immer wieder prescht Monsignore Michael Fuchs vor, der Generalvikar. Er erklärt und beschwichtigt und wiegelt ab. Rechts neben ihm sitzt Bischof Gerhard Ludwig Müller, die Gesichtszüge wie in Wachs gegossen, die Augen auf einen imaginären Fluchtpunkt gerichtet. Vorhin hat er ein Papier verlesen, in dem er von einer »schweren Sünde gegen das sechste Gebot« sprach und Ausdrücke wie »erschüttert«, »entsetzt« oder »zum Himmel schreiend« gebrauchte. Aber sie spiegelten sich nicht in seiner Miene. Mitschuld bekennen? Sich entschuldigen gar? Nein, dieser Gottesdiener zweifelt nicht an sich, er hat keinen Fehler gemacht: »Die Verantwortung für die Tat trägt der Täter.« Er verkündet das wie ein Dogma. In seinem Blick ist nicht Demut, sondern Trotz. Die Fahrt hinaus nach Riekofen, in die zutiefst verstörte Gemeinde des suspendierten Geistlichen, hat er verschoben.

Bischof Müller hält es ganz offensichtlich für eine Frechheit, dass er wieder einmal ins Sperrfeuer der Kritik geraten ist, und seine Amtsbrüder, die unlängst von sich reden machten, empfinden vermutlich genauso. Der Augsburger Oberhirte Walter Mixa warnte davor, dass die Krippenpläne der CDU-Familienministerin Ursula von der Leyen »Gebärmaschinen« produzierten, und dem Kölner Kardinal Joachim Meisner entfuhr,

als er letztthin über Kunst sprach, das Unwort »entartet«. Sogleich waren allenthalben die Seufzer zu lesen: O Gott, die katholische Kirche, sie ist und bleibt eben ein unverbesserlicher Verein, der von alten wie rückständigen Hierarchen gerührt wird. Und so lohnt sich dieser Tage, die recht unterschiedlichen Fronten zu inspizieren, an denen die katholische Kirche ihren Feldzug gegen die Moderne führt: Was haben ein Domfenster zu Köln, eine Tagesklinik in einem südafrikanischen Slum und eine verschlafene Gemeinde im Landkreis Regensburg gemeinsam?

Kapstadt, ein Aids-Projekt

Die Weltkirche ist nicht nur in der Oberpfalz und im Rheinland zu Hause, sondern auch in Kapstadt, an der südlichsten Spitze Afrikas. Dort besuchten im Vorjahr fünf deutsche Bischöfe ein Aids-Projekt in der schwarzen Township Mfuleni, und Stefan Hippler musste eine befremdliche Erfahrung machen. Der katholische Auslandsseelsorger, der das Projekt aufgebaut hat, erzählt: »Ich fragte mich, warum diese Würdenträger so geschäftsmäßig auf die Armut und das Elend reagierten, so distanziert, als hätte sie das alles nicht sonderlich betroffen. Liegt es vielleicht daran, dass ein Bischof, der auf Linie getrimmt ist und jedes seiner Worte sorgsam abwägen muss, ein Stück seiner Empfindsamkeit verliert? Hat er sich während seines Aufstiegs in der Hierarchie zu weit von der wirklichen Pastoralie entfernt?« Amtskälte und Menschenferne - das sind die härtesten Vorwürfe, die man geistlichen Herren machen kann.

Als die Mütter den Besuchern bei der Ankunft in der Tagesklinik ihre kranken Kinder entgegenstreckten, war die Furcht der Bischöfe nicht zu übersehen, sie könnten sich durch die Berührung der Kleinen etwas holen. Beim Vortrag von Hippler wurden sie zusehends nervös. In Mfuleni tragen 30 Prozent der Männer und 45 Prozent der Frauen das HI-Virus im Körper, berichtete der Pfarrer. »Ich empfehle Kondome und will mit kirchlicher Rückendeckung sagen können: >Ihr dürft euch Schützen!< Andernfalls tragen wir Mitschuld, wenn sich Menschen infizieren.«

Ein deutschsprachiger Bischof aus Queenstown, der die Gäste begleitete, stand auf und konterte mit zornbebender Stimme: »Was wollen Sie da mit Kondomen anfangen? Das ist doch Unsinn, was Sie da reden!« Stille. Im Nebenraum hörte man einen Säugling wimmern. Es war, als schwebte ein katholisches Gespenst durch den Raum: die Ketzerei. Aber Delegationsleiter Ludwig Schick, der Erzbischof von Bamberg, verscheuchte es umgehend wieder. Er wägte seine Worte mit Bedacht, aber auch er betonte, dass Kondome das Problem nicht beheben könnten und die eigentliche Ursache, die Armut, bekämpft werden müsse.

Im Fall der Aids-Pandemie, die in Afrika Millionen von Menschen bedroht, hat die Weigerung des Vatikans, wissenschaftliche Erkenntnisse und soziale Realitäten zur Kenntnis zu nehmen, tödliche Konsequenzen. »Inter faeces et urinam nascimur, zwischen Kot und Urin sind wir geboren, heißt es bei Augustinus«, zürnt Hippler. »Leider hat sich die Sexuallehre unserer Kirche seit den Kirchenvätern kaum verändert. Kondome, die das Risiko der Ansteckung mit dem HI-Virus signifikant verringern, lehnt sie nach wie vor ab.« Ein kleines Stück Latex — es wird verdammt als Werkzeug des

Relativismus, das die Sünde fördert. Der folgenschwere Irrtum, den die katholische Kirche gerade begeht, stürzt viele Priester in Gewissensnöte. Und er zehrt an der Glaubwürdigkeit der größten und ältesten Institution der Welt.

Köln, Dom

Der vergangene Sonntag, morgens im Kölner Dom, dem Zentrum des deutschen Katholizismus. Das Kirchenschiff ist zum Hochamt gut gefüllt. Zauberhaft fällt das Morgenlicht durch die Domfenster des Künstlers Gerhard Richter, die bunten Glasfacetten werfen Farbkaskaden auf die gotischen Säulen. Das Kunstwerk würde besser in eine Moschee passen, befand Joachim Kardinal Meisner. Sein Kommentar hat viele Kölner Katholiken geärgert, und vermutlich spricht ihnen Anne Stein aus dem Herzen, eine fröhliche ältere Dame, die gerade durchs Domportal geht. »Wir lieben das Fenster«, schwärmt sie, »aber den Meisner, den wollen wir nicht mehr.« Warum? »Schauen Sie in seine Augen – er hat Fuchsaugen. Da ist keine Güte.« Das Evangelium, Matthäus 6, 24, wird verlesen: »Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.« Dann folgt die Predigt des Prälaten Josef Sauerborn, und es wird eine harsche Kapitalismuskritik. Die Ökonomisierung aller Lebensbereiche, die schamlose Gewinnmaximierung, die Unterwerfung unter die Marktgesetze führe zur Entsolidarisierung der Gesellschaft. Eine radikale, eine katholische Botschaft. Anschließend spricht Sauerborn, der eigentlich für die Künstlerseelsorge zuständig ist, von den Arbeitslosen, den Armen und den vernachlässigten Kindern. Von den »Vorkommnissen«, wie es im Regensburger Kirchendeutsch heißt, von den Kindern, die unter dem Dach der Kirche missbraucht wurden, spricht er nicht.

»Der Kardinal will fruchtbar irritieren«, sagt der Psychiater Manfred Lutz, der Meisner in bioethischen Fragen berät. Mit seiner Fußnote zur »entarteten Kunst« hat er eher furchtbar irritiert. »Das war eine unbeabsichtigte Provokation. Denn unser Kardinal hat eigentlich gar nichts gegen moderne Kunst. Er hat sogar über Joseph Beuys geschrieben.« Auch Thomas Nickel, der Vorsitzende des Diözesanrates, verteidigt Meisner. »Er fordert zum Streitgespräch heraus. Man weiß bei ihm immer, woran man ist.« Im Kirchenjargon nennt man diese Eigenschaft »konfliktfroh«. Das klingt heiter und weltzugewandt, nicht nach verklemmter Rechthaberei.

Riekofen, Hinterland

August Jilek ist Theologe, doch in allen kirchlichen Einrichtungen des Bistums Regensburg hat er Auftrittsverbot. Sein Vergehen: Er stand freisinnigen Pfarrern bei. Jilek habe »Streit der Untergebenen und Hass gegen den Ordinarius« hervorgerufen, heißt es in der kirchenrechtlichen Begründung. Wir treffen den Geächteten im Hinterland von Regensburg, wo auf den herbstlichen Äckern Kartoffelfeuer rauchen und aus jedem Bauernnest ein Kirchturm zackt. Hier liegt auch das Dorf Riekofen, in dem alles seinen Anfang nahm. Aus dem Glaskasten vor der Pfarrkirche blickt den Betrachter ein kleines blondes Mädchen an. Über dem Bild ein Werbeslogan der Caritas: »Spenden Sie Zuversicht«. Es wirkt wie böser Hohn. Jilek wurde als Diakon in der Nachbarpfarrei Aufhausen abgesetzt. An der Theologischen Fakultät der Universität

Regensburg darf er nicht mehr als Liturgieprofessor lehren. Ein Dekret des Bischofs, bestätigt durch Rom. Seit Müller das violette Ornat trägt, sind nicht nur Querdenker wie Jilek unerwünscht, sondern auch kritische Laien. Der Oberhirte hat den Diözesanrat abgeschafft und die Kirchengemeinderäte entmachtet. Mitsprache? Dialog? »Der Bischof ist ein beratungsresistenter Autokrat, der am liebsten wieder vorkonziliare Zustände herstellen würde.« Gemeint ist die Zeit vor den liberalen Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils in den Jahren 1962 bis 1965. Jilek, der bei einem gewissen Joseph Ratzinger studiert hat, beobachtet eine Reklerikalisierung der Kirche: Laien werden hinausgedrängt, Frauen dürfen den Altarraum nicht mehr betreten, die Priesterkaste wird durch die Wiedereinführung der tridentinischen Messe gestärkt. »Viele Pfarrer kommen mittlerweile aus Polen, sie predigen wie im Mittelalter die Jenseitsangst.« Seit ihr Landsmann Karol Wojtyła den Heiligen Stuhl besetzte, werden die mühsamen Errungenschaften der innerkirchlichen Demokratie und des Laienkatholizismus systematisch zerstört, stellt Jilek fest. »Sie wollen wieder Absolutismus pur.« Sie, die Polarisierer der Kirche, die Mixas und Meisners und Müllers, die aus dem Mittelmaß des deutschen Episkopats herausragen und gegen die »Diktatur des Relativismus« kämpfen, gegen jene Geißeln der Moderne, vor denen ihr oberster Dienstherr Papst Benedikt XVI. unermüdlich warnt: die Gier, der Geiz und die entfesselte Gentechnik, die wachsende Zahl der Abtreibungen und Scheidungen, die Enttabuisierung der Sterbehilfe. Und zu allem Übel fordert die CSU-Rebellin Gabriele Pauli auch noch die Ehe auf Zeit! Am Ende droht der Keim des Relativismus die eigene Kirche zu befallen – man denke nur an die Kritik am Zölibat, an den Ruf nach Priesterinnen. Oder an die Ökumene mit den Protestanten, die keine »Kirche im eigentlichen Sinne« sind, wie unlängst die römische Glaubenskongregation bekräftigte. Der Bann gegen Martin Luther, er gilt auch noch im neuen Millennium und voraussichtlich bis in alle Ewigkeit.

Aber die loyalen Katholiken im Bistum Regensburg verdrießt etwas ganz anderes, man kann es in dem Brief nachlesen, den Fritz Wallner, der Exvorsitzende des abgeschafften Diözesanrates, an den ehemaligen Kurienkardinal Joseph Ratzinger nach Rom geschrieben hat. Der neue Bischof Müller verhalte sich immer unversöhnlicher, es sei »nichts von Liebe und Güte zu spüren«. Ein Hilferuf ohne Folgen - der Gescholtene gehört zu den Schützlingen des heutigen Pontifex. Er darf sich aufführen, als gelte für ihn eine Art kleine Unfehlbarkeit. »Manche Bischöfe malen gerne Teufel an die Wand und rufen zum Kulturkampf auf. Ihre Schäfchen sollen zusammenrücken, damit die Erosion aufgehalten wird«, meint ein Theologe, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will. Und in der Tat scheint sich die Kirche unter einem Druck zu sehen, der mitunter wie Verfolgungswahn anmutet. Zu den vermeintlichen Verirrungen des Zeitgeistes kommen die objektiven internen Probleme, der Pfarrermangel, der Mitgliederschwund, die Finanzkrise infolge schrumpfender Kirchensteuereinnahmen. Der Theologe ohne Namen redet von Kirchenhierarchen, »die sich aus Angst vor dem Verlust ihrer Macht und ihrer Deutungshoheit in Fundamentalisten verwandeln. Bischof Müller könnte jederzeit mit dem Mullahs an einem Tisch sitzen.«

Köln, Kunst-Station

Pater Friedhelm Mennekes, ein brillanter Kunstkennner, will zum Fensterstreit lieber schweigen. Er hat in der Jesuitenkirche St. Peter die Kunst-Station aufgebaut, hier waren schon als blasphemisch gebrandmarkte Gemälde von Francis Bacon oder Arnulf Rainer zu bestaunen. Dennoch hat Meisner, der Fenster-Kardinal, dieses ungewöhnliche Projekt stets unterstützt. Wie passt dazu die Sehnsucht nach einer vom Geist des traditionellen Katholizismus durchwirkten Welt, in der die Menschen die Lehre und die Lebensregeln einer allmächtigen Kirche befolgen? Im April, bei einem Gespräch mit der ZEIT, schwärmte Meisner von den schönen Marienliedern, die in seiner schlesischen Heimat gesungen wurden, von der materiellen Armut und vom geistigen Reichtum und vom festen Glauben, der später, in der DDR, wie ein »Antibiotikum gegen die atheistische Ideologie« wirkte. Er wiederholte das Bekenntnis, dass er gern Dorfpfarrer sein würde, ein einfacher Geistlicher also, den die Volksfrömmigkeit ummantelt. Und dann erzählte er im Großvater-ton von seinem Prinzip: »Ein Christ ist dem Willen Gottes gegenüber immer zum Gehorsam verpflichtet.« Diese bedingungslose Gefolgschaft fordert Meisner auch von seinen Untergebenen, und das verbindet ihn mit dem Dogmatikprofessor Müller aus Regensburg: Sie fühlen sich als Auserwählte, als wahre Nachfolger der Jünger Jesu, die das göttliche Gesetz vollziehen. Das Problem ist nur, dass im irdischen Jammertal nicht jeder ihre Sendung nachvollziehen kann.

Köln, Höhenberg/Vingst

Zwischen den Gläubigen und der Amtskirche tut sich vielerorts eine tiefe Kluft auf, sie ist in der Oberpfalz genauso zu spüren wie im Rheinland, und sie verschwindet erst, wenn man an die Basis geht, zum Beispiel nach Höhenberg/Vingst, in den Sprengel von Pfarrer Franz Meurer. Die Kirchengemeinde hat es Hövi-Land getauft: ein Kölner Problemviertel, 30 Prozent sind arbeitslos, 40 Prozent leben von Hartz IV, in dem der umtriebige Seelsorger und sein ehrenamtliches Team gegen Armut, Gewalt und Verwahrlosung kämpfen – und für einen gelebten Glauben. Sie geben Essenspakete aus, verleihen Kommunionkleider, pflanzen Blumen in den schäbigen Straßen. Sogar den Gabelstaplerführerschein kann man hier erwerben. Manchmal tritt Hochwürden auch als Streetworker auf, erst vorigen Samstag hat er eine blutige Schlägerei von deutschen und türkischen Jugendlichen beendet. Tausend Aktivitäten gegen die Hoffnungslosigkeit, ein Netzwerk der Solidarität – hier sieht man, was die Kirche in sozialen Brennpunkten leistet. Wer mit dem Priester in einem klapprigen VW-Bus durch die Tristesse seines Alltags kurvt, kommt zuversichtlich zurück. »Einen Bolzplatz flicken ist manchmal mehr wert als tausend Religionsstunden«, sagt Franz Meurer und schwingt in seinem Schaukelstuhl so weit nach hinten wie Zappelphilipp. Wenn das der Kardinal hören würde!? »Ach was«, sprudelt es aus Meurer heraus, »der war zu uns immer fair. Wir sollten aufhören, uns ständig gegenseitig zu therapieren.« Jeder dritte Bewohner von Hövi-Land ist Muslim, in die Pfarrkirche St. Theodor kommen öfter Frauen mit Kopftüchern zu multireligiösen Feiern. Eine katholische Gemeinde in Deutschland, die in Zeiten von islamistischen Hasspredigten Wege des friedlichen Zusammenlebens ebnet. Als Pfarrer Meurer eine Sonntagskollekte für den kontroversen

Neubau der Moschee in Köln-Ehrenfeld veranstaltete, gab es zwar einen gewaltigen Medienwirbel und Drohanrufe von Neonazis, aber die meisten Leute im Viertel fanden das gut. Und von einer Abmahnung aus der erzbischöflichen Kommandozone ist auch nichts bekannt. In Regensburg, im Reich des Bischofs Gerhard Ludwig Müller, wäre der gute Mann vermutlich ins Fegefeuer hinabgestoßen worden.

MITARBEIT ALICE BOTA UND ISABELL HOFFMANN

www.zeit.de/kirche